

Nr. 106. Bromberg, den 23. Mai 1928.

Das Kollegium von Kleckerfeld.

Roman von **Willy Harms.**

---

5. Fortsetzung.)

VI.

Debatten.

Kurz vor Ostern war amtliche Konferenz. Sie unterschied sich in wesentlichen Punkten von den zwanglosen Zusammenkünften in den Pausen.

Von dem Erscheinen entband weder ein wissenschaftlicher Käferspaziergang noch eine Billardpartie. Vor allem war der amtliche Charakter durch ein strenges Rauchverbot und durch eine ebenso strenge Platzordnung betont. Der Schulleiter beherrschte die Schmalseite, Lehrer und Lehrerinnen flankierten ihn nach dem Dienstalter. Eigentlich waren auch Heidens Witze verboten, aber protokollarisch war das Verbot nicht festgelegt.

Die Tagesordnung, drei Tage vorher ordnungsmäßig bekanntgegeben an der kleinen Tafel beim Ofen, umfaßte drei Punkte: die Mützenfrage, die Pausenordnung und die Versetzungen. — Der Schulleiter erhob sich. „Es ist angeregt worden, an unserer Schule die Schülermütze einzuführen. Oft sind schon Eltern mit diesem Wunsch an mich herangetreten. Auch pädagogische Gründe sprechen für die Schülermütze:sie fördert den Geist der Zusammengehörigkeit und drückt auch nach außen unserer Schule den Stempel der Einheitlichkeit auf. Wünscht jemand zur Sache zu sprechen?“

Busacker meldete sich. „Ich halte jede Kopfbedeckung für schädlich und bin darum aus gesundheitlichen Gründen gegen den Plan.“

Moormann antwortete: „Wohin Herrn Busackers abseitige Ideen zu führen vermögen, ist allen bekannt. Ich bitte, über den Einwand zur Tagesordnung überzugehen.“

Heiden hob den Finger.

„Bitte, Herr Kollege!“ Körner konnte immer ein Unbehagen nicht verwinden, wenn Heiden sich meldete; ernste Dinge zog er in die Gosse der Lächerlichkeit.

„Ich habe mir in den letzten Tagen auch die Mützen durch den Kopf gehen lassen. An sich habe ich nichts gegen die Neuerung, möchte mir nur die Bemerkung gestatten, ob es sich nicht empfiehlt, bei dieser Gelegenheit auch die Frage der Lehrermützen zu erörtern. Im Interesse der Einheitlichkeit —“

Er kam nicht weiter, Körner schnitt ihm das Wort ab. „Ich muß bitten, Herr Kollege, daß dienstliche Fragen dienstlich behandelt werden. — Weitere Wortmeldungen liegen nicht vor. Die Einführung der Mützen wäre damit zum Beschluß erhoben.“

„Welche Farbe ist in Aussicht genommen?“ fragte Fräulein Fahnert.

Richtig, die Farbe! Daran hatte noch niemand gedacht.

„Natürlich hat auch hier die Konferenz das Bestimmungsrecht“, erklärte Körner.

„Das scheint mir durchaus nicht sicher“, sagte Fräulein Bernhöft. „Die Farbe der Mützen sollte sich richten nach der Haarfarbe, nach der Kleidung. Nach meinem Dafürhalten muß die Farbenfrage von den Müttern gelöst werden.“

Ein lebhafter Kampf entbrannte. Wenn die Mütter die Entscheidung hatten, war von einer Einheitlichkeit keine Rede mehr, und der Hauptgrund für die Einführung der Mützen entfiel.

Heiden angelte sich über den Tisch hinweg den Pralinenkarton, den Fräulein Fahnert sich auf dem Schulweg für den Sonntag erstanden hatte. „Damit der allgemeine Weltfriede erhalten bleibt, beantrage ich, die blaue Farbe dieses Kartons für die Mützen als Vorbild zu nehmen.“ Dabei mauste Heiden in aller Rhe eine Nußfüllung. Fräulein Fahnert vergaß alle Konferenzdisziplin und schlug Lärm. Auch Körner mischte sich ein.

„Es geht nicht an, daß hier Pralinen gegessen werden, Herr Heiden!“

Dieser wehrte sich. „Bisher ist nur das Rauchen verboten. Wenn aber die Konferenz einen Beschluß herbeiführt, daß künftig Pralinen verbannt sein sollen, füge ich mich selbstverständlich.“

Körner hielt es für angebracht, die Pralinenfrage auf sich beruhen zu lassen. Nach einigem Hin und Her fand Heidens Blau die Zustimmung der Versammlung.

Bevor dieser Punkt der Tagesordnung verlassen wurde, regte Moormann an, die Riegel für die Mützen mit Nummern zu versehen, damit bei der Gleichheit der Mützen keine Verwechselungen vorkämen.

„Soll durchgezählt werden, oder erhält jede Klasse ihre besondern Nummern?“

Das war der Baß von Fräulein Bernhöft. Auch bei ihren Anträgen war Körner manchmal im Zweifel, ob sie von sachlichem Ernst getragen wurden.

„Meine Kleinen können große Zahlen nicht lesen“, sagte Laubengrund und gab damit den Ausschlag, daß jede Klasse auf eigenen Füßen stehen sollte.

„So wäre der erste Punkt unserer Tagesordnung erschöpft. Oder hat jemand zur Mützenfrage noch etwas vorzubringen?“

Natürlich hatte Heiden noch etwas vorzubringen.

„Ich fürchte, daß unsere Mädchen sich zurückgesetzt fühlen, wenn wir nur den Knaben Mützen aufsetzen. Vielleicht könnte ein Ausschuß eingesetzt werden, der die Mädchenmützen zu prüfen hätte.“

Aber es wurde kein Ausschuß eingesetzt. Heidens Antrag war derart revolutionär, daß er für Kleckerfelder Verhältnisse nicht diskutabel erschien.

„Dann stände jetzt die Revision der Pausenordnung zur Besprechung. Es ist Klage darüber geführt worden, daß die Kinder beim Hinausgehen auf den Schulhof großen Lärm verursachen. An der Tür entsteht oft ein lebensgefährliches Gedränge —“

„Verzeihung, Herr Körner, wer ist dieser „man“, der Klage geführt hat?“ Gängelbänder sollten den Kindern angelegt werden, darum trat Busacker sofort in Opposition.

Körner war in Verlegenheit. „Ich weiß nicht, ob ich befugt bin —“

„Sie können meinen Namen nennen“, sagte Moormann schroff. „Man kommt sich in unserer Schule manchmal vor, als ob die Kinder die Herren seien und wir ihre Diener.“

„Ich bin auch für eine straffe Disziplin, damit ich in Ruhe mein Frühstück essen kann!“ Das war Heiden.

Moormann fühlte Oberwasser. „Ich beantrage, die Konferenz wolle beschließen, daß die Kinder sich beim Beginn der Pause ordnungsmäßig auf dem Flur aufstellen und zu zweien die Treppe hinuntergehen, dabei nicht mehr als eine Stufe nehmen. Eine Klasse schließt sich an die andere an. Dann kann keine Unordnung entstehen.“

Busacker geriet in Erregung. „So machten wir es in der Kaserne auch, wenn wir zum Dienst antraten, — das Gewehr senkrecht in der rechten Hand, Daumen am Abzugbügel, die vier Finger gestreckt am Laufmantel. Unsere Schule soll keine Kaserne sein. Wenn ein Junge sich eine Beule holt, scheint deswegen die Sonne doch!"

„Kasernenhoferinnerungen sind für mich nicht ausschlaggebend", antwortete Moormann gereizt, „ich bitte um Abstimmung."

Seinen Antrag unterstützten Körner und Heiden. Bei der Gegenprobe meldeten sich Busacker und die beiden Damen. Laubengrund, das Zünglein an der Wage, wollte keiner Partei Grund zum Zorn geben und enthielt sich der Stimme.

Moormann kaute verärgert am Schnurrbart, mit Stimmengleichheit war sein Antrag abgelehnt. Das Weibervolk ließ sich betören durch himmelblaue Redensarten, gab nichts auf sachliche Mannesgründe. Seine Frau wollte die beiden Damen bald zum Kaffee einladen. Er würde sie veranlassen, die Einladung hinauszuschieben. Für Leute, bei denen er in den Wind redete, hatte er keinen Kaffee.

Vom Präsidentenplatz kam die Feststellung: „Damit bleibt es in den Pausen bei der bisherigen Ordnung —"

„Unordnung!" biß Moormann ihm zu.

„Meinetwegen auch bei der bisherigen Unordnung. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß wir auf einer späteren Konferenz zu einem positiven Ergebnis kommen. Wir hätten jetzt noch die Versetzungen zu erledigen."

Die Karre lief jetzt schnell. Die Zensuren lagen vor, und meistens übernahm der Nachfolger der Klasse die Schüler ohne weiteres nach dem Vorschlag des Klassenlehrers.

Nur bei Laubengrund gab es einen unerwünschten Aufenthalt. Aus Gutmütigkeit konnte er sich nicht entschließen, einige von seinen Fibelschützen sitzen zu lassen, obwohl ihr Können eine Versetzung nicht zuließ. Eine Viertelstunde lang gab man ihm gute Ratschläge, aber er konnte sich nicht zum entscheidenden Wort aufraffen.

Da riß Heiden die Geduld. Wenn er bis zum Dunkelwerden hier saß, war sein Billard besetzt, und er konnte kiebitzen bei den Skatspielern. „Herr Laubengrund, nach meiner Erfahrung sind die Geburtswehen beim männlichen Geschlecht nicht üblich."

Laubengrund bekam einen roten Kopf, als sei seiner Zunge der schlimme Satz entschlüpft.

Auch Körner mahnte: „Herr Heiden, ich möchte Ihnen zu bedenken geben, daß Damen in unserer Mitte sind."

Heiden verneigte sich: „Ich werde also künftig nur noch an die Damen denken." —

„Hat sonst noch jemand etwas vor die Konferenz zu bringen?" fragte Körner, nachdem alle Versetzungsklippen glücklich umschifft waren.

Busacker meldete sich. Heiden war ehrlich empört. Er versäumte kostbare Minuten.

„Bitte, Herr Busacker!"

„Ich möchte anregen, daß wir erwägen, den Eltern der Schüler das Hospitationsrecht in unseren Klassen zu geben."

„Was wollen Sie?" Vor Schreck vergaß Heiden sogar seine Billardsorgen.

„Die Eltern sollen das Recht haben, jederzeit dem Unterricht beiwohnen zu können. Es ist etwas wert, wenn die Mutter, die ihren Jungen nach Strich und Faden verzieht, sich an Ort und Stelle davon überzeugt, daß er ein fauler Strick ist. Und wenn andere Eltern sich an den Leistungen ihrer Kinder im Unterricht freuen, so wollen wir ihnen diese Freude doch gönnen."

„Sollen die Väter und Mütter unangemeldet kommen dürfen?" fragte Fräulein Fahnert ängstlich.

„Das dachte ich."

Fräulein Fahnert schwieg. Nimmer würde sie die Hand dazu reichen, daß die Eltern sie jederzeit überfallen könnten. Sie würde sich zu Tode ängstigen.

„Sie haben sich in der Strohmiete den Kopf erkältet", stellte Heiden unwirsch fest, „sonst könnten Sie nicht mit dieser unklugen Idee kommen. Haben Sie schon einmal eine streitbare Mutter in Ihrer Klasse gehabt? Da werden Weiber zu Hyänen! Es genügt mir auch reichlich, wenn der Schulrat zur Inspektion kommt. Ich habe nicht Lust, mir eine Extrarute zu binden."

Auch Fräulein Bernhöft und Laubengrund hatten Bedenken; eine Störung des Unterrichts sei unvermeidlich.

„Wie stehen Sie zu der Anregung, Herr Moormann?" fragte Körner ironisch.

„Ich lehne es ab, mich mit unreifen Ideen zu beschäftigen!"

Die Luft war angefüllt mit Explosivstoff, Körner drängte zum Schluß.

„Auch ich möchte bemerken, daß ich den Busackerschen Vorschlag als mindestens sonderbar empfinde. Da das gesamte Kollegium sich gegen ihn ausgesprochen hat, erübrigt sich eine weitere Debatte. Ich schließe die Versammlung." —

Alle nahmen die Überzeugung mit nach Hause, daß Busacker ein Dickkopf war. Man mußte auf der Hut sein. Er hatte das Zeug dazu, in das ruhige Gleichmaß des täglichen Schulbetriebes unnütze und aufregende Neuigkeiten hineinzutragen.

VII.

Eine Zigeuneridee.

Der Sommer meldete sich an, die ersten Apriltage waren blank und warm. Auf einer Bank in den bescheidenen Wallanlagen saß Frau Moormann mit ihrer Tochter und freute sich des Sonnenscheins. Die Anlagen waren wenig belebt, denn die Kleckerfelder hatten keine Zeit, am Werktage müßig herumzusitzen. Sie gingen mit Hacke und Harke zum Kartoffelpflanzen, und mißbilligende Blicke trafen die Trägen auf den Bänken, die dem Herrgott den Tag stahlen. Zum Spazierengehen und Ausruhen war allenfalls der Sonntagnachmittag da. Herr Moormann hatte sich von seiner Familie abgesondert. Am Faulen Dieck, einem Wassertümpel am Köcherower Wege, hatte er eine verendete Maus entdeckt, bei der sich die ersten Totengräber angefunden hatten. Er wollte heute sehen, ob das Bestattungswerk schon vollbracht war.

„Wahrscheinlich werde ich schon Mühe haben, die Stelle wiederzufinden, die Tiere arbeiten schnell", hatte er beim Abschied gesagt. Frau Moormann hatte nicht versucht, ihren Mann zurückzuhalten, es wäre vergebens gewesen. Forscherarbeit ging ihm über alles. Sie lächelte, wenn sie daran dachte, mit welchem grimmigen Ernst er sich auf den Weg nach den Totengräbern gemacht hatte. Von dem ersten Grün der Bäume, von den Marienblümchen im Grase würde er nicht die Spur sehen. Sie konnte es ihm nicht zumuten, bei ihr zu sitzen und den Kindern zuzuschauen, die in der Sonne mit ihren Marmeln spielten. Als gänzlich verloren hätte er die Zeit gebucht.

Plötzlich zogen die Jungs den Hut, Karsten Busacker war zu ihnen getreten. Aber er hatte nicht acht auf die beiden Damen, die, halb verdeckt durch Ginstergebüsch, etwas von ihm entfernt saßen.

„Ich kann auch noch mit Marmeln spielen," sagte er, lieh sich von einem Jungen einige Kugeln und hatte sie im nächsten Augenblick verloren.

„Was machen wir nun? Ich habe keine Marmeln, um dir die verlorenen zu ersetzen."

Treuherzig antwortete der Siebenjährige: „Kaufmann Schmidt hat noch eine ganze Menge."

Busacker schenkte ihm einen Fünfer. „Lauf hin und hol' dir deinen Spielgewinn!"

Beim Weitergehen gewahrte er Frau Moormann und Tochter. Grüßend trat er näher. „Ich bitte um Verzeihung! Ich habe Sie nicht gesehen."

„Es soll bei Spielern häufig vorkommen, daß sie nichts hören und sehen, wenn sie ihrer Leidenschaft frönen", neckte Frau Moormann und lud ihn zum Sitzen.

„Sie sind Zeuge meiner schmählichen Niederlage gewesen, und dabei war ich als Junge ein gefürchteter Gegner."

„Sie brauchen sich nicht zu verteidigen, Herr Busacker. Ihre Niederlage hat Ihren guten Namen nicht beeinträchtigt."

„Gott sei Dank hat außer Ihnen niemand gesehen, daß ich meine Kinderschuhe noch nicht ausgezogen habe. Mein Verlustkonto in Kleckerfeld ist ohnehin groß genug."

„Ich hätte am liebsten auch nach den Marmeln gegriffen, darum habe ich Ihr Spiel auf der Habenseite verbucht."

Dann sprachen sie von den kommenden Osterferien.

„Ich möchte auch einmal richtig Ferien haben, aber meine Kleinen im Heim kennen diese Gottesgabe noch nicht", sagte Grete Moormann, halb im Scherz, halb im Ernst.

„Fräulein Moormann, soll ich Ihnen Osterferien verschaffen?"

„Wollen Sie mich vertreten?"

„Dazu würden meine Fähigkeiten wohl nicht reichen, aber für Vertretung müßte gesorgt werden, wenn ich Sie für unabkömmlich erkläre."

„Sie reden dunkel wie die Propheten des Alten Bundes", sagte Frau Moormann.

„Mir ist in den letzten Tagen ein Plan durch den Kopf gegangen. Aber ich habe noch nicht gewagt, im Kollegium davon zu sprechen, denn bisher habe ich mit meinen Plänen wenig Glück gehabt."

„Sie machen uns neugierig, Herr Busacker, und da wir beide nicht zum Kollegium gehören —"

„Dann sollen Sie die ersten sein, die von meiner Absicht hören. Ich habe auch Stunden in der Gewerbeschule zu geben. Immer tun mir die jungen Menschen leid, die tagaus, tagein hinter der Werkbank stehen müssen und abge-

arbeitet, müde und darum interesselos in meine Stunden kommen. Abgesehen von den wenigen, die ihre Gesellenzeit wirklich dazu benutzen, Land und Leute kennenzulernen, bleiben sie hängen, wo sie geboren sind, heiraten, gehen im Winter auf den Maskenball und im Sommer nach dem Schützenfest.

Bei den Mädchen liegen die Dinge noch schlimmer. Sie kommen in den Dienst oder aufs Kontor und hören und sehen nichts von der krausen, bunten Welt. Daß es jenseits der Mauern von Kleckerfeld Länder und Winkel gibt, randvoll von Schönheit und Wildheit und Stille, daß Menschen in der Welt sind, die weiter sehen, als die Äcker von Kleckerfeld reichen, das wissen unsere Jungs und Mädels eigentlich nur aus der Geographie- und Geschichtsstunde. Es ist ein kümmerliches Buchwissen."

„Ungefähr kann ich mir denken, was Sie vorhaben", sagte Grete Moormann, und ihr Blick lag auf dem Waldhorizont. Vielleicht sah sie hinter ihm Schluchten und Berge.

Frau Moormann schwieg. Ihr war es nicht viel anders ergangen als den Gewerbeschülern.

(Fortsetzung folgt.)

Haifischfang am Aequator.

Skizze von **Theo Pöppelmann.**

Seit drei tödlich langen Wochen liegt die „Najade", eine Viermastbark, in vollkommener Windstille am Äquator. Träge läuft die hohe Dünung gegen die Bordwand an. Unerträglich, nervenaufreibend ist der eintönige Gesang der Takelage.

Verdrießlich, unlustig arbeitet die Mannschaft. Kein Segel taucht am Horizont auf. Ganz allein sind wir in der ungeheuren Wasserwüste. Wir liegen in der Mitte des Atlantiks, zwischen den beiden Kontinenten Afrika und Amerika, außerhalb des Dampferkurses ,so daß wir selbst auf das zweifelhafte Vergnügen verzichten müssen, zu sehen, wie Dampfer stolz an dem ohnmächtigen Segler vorüber rauschen.

Kein Seevogel hält sich in diesen Breiten auf; sehr selten sind in dem wunderbar klaren Wasser Fische zu sehen. Hin und wieder nur zeigen sich Delphine in der Umgebung des Schiffes, kommen aber meist nicht so dicht heran, daß sie harpuniert werden können. Mit hungrigen Augen sehen wir sie abziehen. Der Fang hätte endlich mal eine Abwechselung in die Eintönigkeit der Tage und die Reihenfolge der Proviantrationen gebracht. Obschon wir sicher nicht verwöhnt sind, ist es doch kein übermäßiger Genuß, mittags madige Erbsen- oder Bohnensuppe mit durch Alter grün gewordenem Salzfleisch löffeln zu müssen; oder morgens und abends im „Kaffee" Hartbrot aufzuweichen, aus dem vorher fette, weiße Maden und kleine, braune Käfer geklopft werden müssen.

Auch von Haifischen hatten wir merkwürdigerweise bis jetzt nichts zu sehen bekommen, obschon diese sehr häufig in der Nähe des Äquators anzutreffen sind. Endlich, es war zu Anfang der vierten Woche unserer Flaute, bemerkten wir ein kleines Fischchen von etwa Heringsgröße, dessen Leib mit dunklen Ringen gezeichnet war und das lustig um das Schiff herum schwamm. Ein Pilot! Ein Lotsenfisch!

„Hai unterm Schiff". Freudig geht der Ruf von Mann zu Mann. Es kommt vor, daß große Haie zwei, selbst drei Pilotfische bei sich haben. Aus welchem Grunde letztere ständig die großen Raubfische begleiten, ist wohl noch nicht einwandfrei festgestellt. Jedenfalls rühren diese Fische nichts an, was über Bord geworfen wird, sondern scheinen nur festzustellen, ob es für den Raubritter, dem sie als Knappe dienen, zum Fraß geeignet ist.

Der Steuermann befiehlt jetzt dem Koch, ein großes Stück Salzspeck zu holen. Mittlerweile ist die eiserne Kette mit dem großen Haihaken an einem Hanftau befestigt worden, das durch einen Block des Bootsdavits läuft und dessen Ende um das Gangspill gelegt wird. Der Koch kommt mit einem fast vierpfündigen Stück Speck angelaufen; es wird so an dem Angelhaken befestigt, daß dieser davon vollkommen verdeckt ist. Mit weitem Schwunge fliegt der Köder über Bord und fällt klatschend auf das Wasser. Gleich darauf schwimmt der Pilot, wahrscheinlich durch das Geräusch herbeigelockt, eilig hinzu, stößt mit dem Maule zwei-, dreimal gegen den Speck, um dann blitzschnell zu verschwinden.

Mit großer Spannung warten wir auf das Erscheinen des Haies. Über die Reling gebeugt, sehen wir plötzlich einen gelblichen Schatten unter dem Schiffe hochkommen, der sich sich unter Führung seines Lotsen langsam dem Köder nähert. Es ist ein Hai von etwa zehn Fuß Länge, also mittlerer Größe. Großen Hunger scheint die Bestie nicht zu haben, denn, nachdem sie mehrmals um das Speckstück herumgeschwommen ist, verschwindet sie wieder.

Also den Köder wieder an Bord geholt, und nochmals geworfen. Wieder kommt der Pilot; wiederum erscheint der Hai. Ob er mittlerweile Appetit bekommen hat oder über seine gestörte Siesta ergrimmt ist, steht dahin. Jedenfalls legt er sich plötzlich so stark auf die Seite, daß sein großer, aufgesperrter Rachen mit den vielreihigen, scharfen Zähnen deutlich sichtbar wird. Mit einem gewaltigen Ruck an der Fangleine ist der Bissen verschlungen. Hurra! Schnell bemannen wir die Handspeichen und laufen lustig um das Gangspill herum. Näher und näher wird der Raubfisch an das Schiff gezogen. Scheinbar erstarrt, leistet er keinerlei Widerstand. Ängstlich umkreist der Pilot seinen Herrn, als wittere er Unheil. Jetzt stößt der Hai mit einer Seitenflosse an die Schiffswand. Als habe ihm die Berührung derselben das Leben wiedergegeben, schnellt er plötzlich mit einem ungeheuren Sprunge aus dem Wasser. Darauf beginnt ein schauerlich-schöner Kampf. Wenn ihm Leine gesteckt wird, so daß er mehr Bewegungsfreiheit hat, rast er wie unsinnig davon; kehrt, wenn er den Haken fühlt, um, als wolle er das Schiff angreifen; schießt in die Tiefe; kommt wieder hoch; peitscht mit mächtigen Schwanzschlägen das Wasser; liegt sekundenlang still, um mit rasender Wut aufs neue den Kampf für seine Freiheit aufzunehmen. Aber zu tief sitzt der Haken. Immer wieder wird der Räuber dicht ans Schiff geholt. Sobald sich aber sein Kopf etwas aus dem Wasser hebt, beginnt er so furchtbar zu arbeiten, daß wir ihm notgedrungen wieder Leine geben müssen, damit der Haken nicht ausreißt.

Endlich, nach einer Viertelstunde, scheint der Hai so ermattet zu sein, daß wir nun nicht nochmals nachgeben, sondern ihn so hoch aus dem Wasser hieven, daß sein Kopf den Eisenblock am Bootsdavit berührt, während die Schwanzspitze noch unter Wasser steht. Eben ist der Zimmermann dabei, um den hängenden Fischkörper eine Schlinge zu schlagen, damit der untere Teil desselben leichter an Deck geholt werden kann, als plötzlich die schwere Masse wieder ins Wasser gleitet und der blutige Haken leer in der Luft schaukelt.

Donnerkiel — die ganze Arbeit umsonst! Sehr geistreich werden wir wohl nicht ausgesehen haben. Wir denken natürlich, daß wir unsern „Freund" niemals wiedersehen würden, aber wir sollen uns verrechnet haben. Mit einem Male sehen wir ihn wieder hochkommen und wie einen wütenden Stier auf das Schiff losrennen. Bald taucht er an der Steuerbord-, bald an der Backbordseite auf. Deutlich können wir die kleinen, tückischen Augen erkennen, aus denen er uns mit giftigen Blicken mustert. Sollen wir es nochmals probieren? Noch ein Stück Speck, diesmal aber fünf Pfund schwer, wird an die Angel getan. Um die Aufmerksamkeit des Belagerers zu erregen, fliegt zuerst ein Stück Eisen über Bord, so daß die Wellen hoch aufspritzen. Sofort hinterher der Speckhaken.

Wird er kommen — nimmt er nochmals den Köder an? Wir fiebern vor Aufregung und Kampflust. Aber der Tiger des Meeres fackelt nicht lange. Mit unerhörter Wut kommt er herangeschossen; wirft sich blitzschnell herum; erfaßt den Brocken und stößt mit ihm in die Tiefe.

Immer mehr Leine wird gegeben. Der Hai ist diesmal unter dem Schiffe hergeschwommen, und beängstigend reibt sich das straffgespannte Hanftau an dem Schiffskiel.

Doch endlich scheint seine Kraft gebrochen zu sein. Nach und nach holen wir das Tau wieder ein; willenlos folgt das ermattete Tier nach. Mit geschicktem Wurfe wird die Schlinge um seinen Leib gelegt, angezogen — und endlich fällt der große Körper schwer auf das Deck nieder. Schnell stoßen wir dem Hai eine Handspeiche in den Rachen, in die sich die furchtbaren Zähne tief eingraben. Dann setzt sich der Zimmermann rittlings auf den Fisch, und trennt mit scharfen Beilhieben den Schwanz, der mit ungeheurer Kraft hin und her schlägt, vom Rumpfe. Überwunden! wenn auch auf grausame Weise. Tief ausgeprägt ist der Haß der Seeleute gegen diese Menschenfresser. Zu oft sind Männer, die über Bord fielen, vor den Augen der Kameraden von diesen Bestien zerfleischt worden. Den Haien gegenüber kennt der Seefahrer kein Mitleid. Der Leib wird nun aufgeschlitzt, um den Mageninhalt festzustellen. Außer einer Konservenbüchse kommen nur Fisch- und Schleimtierüberreste in Frage. Der Zimmermann schneidet noch einen großen Lappen von der Haut ab, die so rauh ist, daß sie als Ersatz für Schmirgelpapier dienen kann, dann wird der Kadaver nebst abgetrennten Teilen wieder über Bord geworfen.

Haifischflossen gelten in China als Delikatesse. Uns ist der scharfe Moschusgeruch, den jeder Hai ausströmt, so widerwärtig, daß wir auf diesen Genuß gern verzichten. Rührend ist es, zu sehen, wie der Pilot, der das Schiff keinen Augenblick verlassen hat, sich um seinen toten Herrn bemüht. Unaufhörlich stößt er mit dem Maule gegen den Rumpf an, als wolle er ihn auffordern, in den weiten

Jagdgefilden das Morden erneut aufzunehmen. Nach langer Zeit erst schwimmt er langsam davon, andere Raubritter aufzusuchen, denen er seine Knappendienste anbieten kann.

Nach einunddreißig langen Tagen beginnt sich am Horizont die Oberfläche der glatten Dünnungsberge zu kräuseln. Eine Viertelstunde später hat uns die Brise erreicht. Die Rahen werden angebraßt, und bald klingt das langentbehrte Rauschen der Bugwellen wie lieblichste Musik in unseren Ohren.

Pitt im Nebel.

Skizze von **Kurt Bock**.

Pitt hockt fröstelnd außenbords in einem Dinghi, das in den ausgeschwenkten Davits als Rettungsboot bereit hängt; kauert, krümmt sich erbost zusammen, denn schmerzhaft schwillt seine linke Backe, gegen die eben erst eine Wutböe des Obermaaten brandete. Auch dazu müssen Schiffsjungen schuldlos herhalten.

Das Nebelhorn brüllt taktmäßig gegen die dichten bleigrauen Wände, die allen Auslug, ja sogar Bugspriet, Topp und Nocken verhängen. Die scheußlich durchdringende Nebelnässe sprüht in Schauern aus den killenden Segeln herab. Überall her aus dem trüben Halbdunkel blöken wie erstickend die Warnrufe der Schiffe, ungewiß, ob nah oder fern, ob in Luv oder Lee. Fast unmerklich senkt sich der Abend auf den englischen Kanal herab. Der Hilfsmotor arbeitet langsamer, und überaus vorsichtig tastet sich der Schoner voran. Pitt pumpt gemächlich befehlsgemäß das Bilgenwasser vom heutigen Regen aus dem Dinghi und träumt vor sich hin.

Da gellen Sirenenschreie auf, Kommandos zerreißen brüllend die Stille, die Maschine stampft, zischt, schnell, schneller, rückwärts, Schritte dröhnen aufgeregt über Deck. Als Pitt hoch fährt, sieht er plötzlich über sich im Nebel eine dunkle Wand, die knirschend und splitternd die Reling des Schoners abfegt. Samt Davits und Dinghi rollte der Schiffsjunge über den fremden Bord, bekommt irgendwie einen Eisenbolzen in die Faust, klammert sich aus Leibeskräften an und hört noch allerhand Takelage um sich herunter prasseln.

Fluche, Geschrei, Nebelhorn versinken wieder in düsteres Schweigen. — Langsam zieht sich Pitt hoch: das Beiboot liegt zerschellt in einem wüsten Trümmerhaufen von Spieren und Tampen auf dem Heck des Schiffes, eines mittelgroßen Dampfers. Verbiestert schwankt der Junge an die Reling und sieht: das Schiff ist verlassen, keine Seele an Bord, der Steuerhelm, die Brücke unbesetzt. Das Deck krängt ganz gefährlich nach Luv über.

Grauen greift ihm eisig zum Herzen: der Dampfer sinkt! Er stürzt los: kein Boot mehr in den Kränen! Leer und lose scheppern die Belegblöcke im Schaukeln der Dünung gegen die Eisenwandung.

So sucht er eilig möglichst viele Rettungsringe zusammen und vertäut sie griffbereit am Fallreep. Noch einmal schaut er um sich, denn ein langes Besinnen gibt es nun nicht mehr, sonst zieht ihn der sinkende Riese in seinen tödlichen Schlund, — aber er merkt verblüfft, daß die Schrägneigung nicht im geringsten zugenommen hat. Alle Kenntnisse und Erfahrungen, die er auf Dampferfahrten der heimatlichen Küstenlinien gesammelt, erwachen. Er lauscht durch ein Luk in den Niedergang hinunter. Kein Leckwasser rauscht. Er springt die Steiltreppe hinab. Alle Schotten sind undicht. Alte Droschke, dieser Schmok-Ewer! Der Heizraum steht luvseits knietief unter Wasser, das an den Spanten schmutzig hochschwappt. Aber hinter der Maschine macht er eine seltsame Entdeckung: ein Pumpenventil ist geöffnet, und die Rohrverschlüsse scheinen abgeschraubt; die Öffnung aber, dem Einfluten der See freigegeben, hat sich mit irgendeinem draußen treibenden Bündel zugesetzt, da der Wasserdruck so gewaltig saugte.

Pitt findet den Ventilhebel, schließt dies verbrecherisch geschaffene Leck, das aus dem morschen Kahn einen fetten Seeschaden-Gewinn herausschinden sollte. An Bord zurückgekehrt, entzündet er alle verfügbaren Lichter und Laternen und macht es sich am Nebelhorn bequem, während der Dampfer steuerlos über die Wellen treibt.

Bis der Morgen heraufdämmert, frische Frühbrise den Nebel verjagt und Dampfer in Sicht kommen, denen Pitt notdürftig signalisiert. So schleppt ihn denn nach einigen Stunden eine stramme Barkasse in den nächsten englischen Hafen. Nicht lange darauf ist Pitt schmunzelnder Inhaber eines Pfundschecks der Schiffsversicherung, während ein Reeder und seine dunklen Brüder einige finstere Jährlein lang über den vom Himmel gefallenen Ersatz-Kapitän wettern dürfen. Und ein altes Övelgönner Fischerpaar erhält durch gleichen Boten eine Schreckenskunde aus Portugal und einen Hurrahbrief aus England, so daß die Elternaugen sich arg feucht anblinzeln.



Bunte Chronik



* **Wie die alten Völker die Motten bekämpften.** Schon den Völkern des Altertums machten die Motten viel Kopfzerbrechen. Hiob vergleicht sogar die Frauen mit den Motten; denn gleichwie von jenen, käme auch von ihnen „viel Böses". Die alten Römer glaubten an Sympathiemittel, und behaupteten, daß Kleider, die man bei einem Begräbnis getragen habe, von den Motten gemieden würden, wogegen Cato den praktischen Rat gab, man solle, um sich vor Mottenschaden zu sichern, die Schränke mit Olivenöl einreiben. Die Römer wandten zum Vertreiben der Motten auch den Holzgeruch eines Nadelholzbaumes an, den sie Citrus nannten, und von dem später der Zitronenbaum seinen Namen erhielt; aus dem Holz des Baumes stellten sie mottensichere Behälter für ihre wollenen Wintergewänder her. In früherer Zeit bezeichnete man als Motte nur die Raupen, während man die Schmetterlinge selbst „fliegende Motten" nannte.

*

* **Damenhüte aus Holz.** Die neueste Errungenschaft der Pariser Mode sind Hüte aus Holz, erstmalig gezeigt auf der großen Frühjahrsmodenschau, die das Frühjahrsrennen in Longchamp darstellt. Die Hüte sind aus drei übereinander liegenden dünnen Holzschichten gearbeitet, deren Krempen mit verborgenen Federn versehen und dadurch über das Haar herunterzuziehen sind. Die Garnitur der meist glockenförmigen Holzhüte besteht aus kunstvoll geschnitzten Holzornamenten.



Rätsel-Ecke



Verschiebungs-Aufgabe.

Die Wörter Vulpius, Seepferdchen, Veronika, Granate, Montag, Büchse, Magistrat, Telephon, Goldregen sind untereinander zu schreiben und als dann solange seitlich zu verschieben, bis zwei in gleichen Abständen von einander befindliche senkrechte Reihen einen Wunsch für unsere lieben Leser ergeben.

*

Rätsel.

Zwei Dinge nenn' mit einem Worte:
Es dient uns einerseits als Sport
Und andererseits zeigt jede Pforte
Und jede Tür es uns sofort.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 102.

Liederanfangs-Rätsel:

Kennst du das Land
O Täler weit, o Höhen
Mit dem Pfeil, dem Bogen
Mädel, ruck', ruck', ruck'
Lang, lang ist's her
Ich weiß ein Herz
Es zogen drei Jäger
Bei einem Wirte wunderhold
Ein getreues Herz zu wissen
Reich' mir die Hand, mein Leben
Mein Herz ist im Hochland
Am Brunnen vor dem Tore
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.

= **„Komm', lieber Mai"**

*

Rätsel: Prosa — Posa

*

Scherz-Rätsel:

Der Gerichtsvollzieher.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.